
TerrorZones

**Gewalt
und
Gegenwehr
in
Lateinamerika**

**Anne Huffschmid,
Wolf-Dieter Vogel,
Nana Heidhues,
Michael Krämer (Hg.)**

ASSOZIATION A

Die HerausgeberInnen danken der Rosa-Luxemburg-Stiftung und der Stiftung
Umverteilen für finanzielle Unterstützung für die Übersetzungen und den
Lateinamerika Nachrichten für administrative Unterstützung.

Verlag und HerausgeberInnen danken Brot für die Welt/
Evangelischer Entwicklungsdienst für einen Zuschuss zu den
Druck- und anderen Kosten der Veröffentlichung.

© Berlin, Hamburg 2015
Assoziation A, Gneisenaustraße 2a, 10961 Berlin
www.assoziation-a.de, berlin@assoziation-a.de, hamburg@assoziation-a.de
ISBN 978-3-86241-447-5
Gestaltung: Andreas Homann
Druck: CPI

Inhalt

ANNE HUFFSCHMID, WOLF-DIETER VOGEL,
NANA HEIDHUES, MICHAEL KRÄMER

Einleitung 8
TerrorZones – Territorien der Gewalt und Räume des Widerstehens

MARCELA TURATI

Der traurigste und einsamste Schlafsaal in Ayotzinapa 14
*Nur noch die Erinnerungen an seine Zimmergenossen sind dem
Lehramtsstudenten Bernardo geblieben. Er bleibt trotzdem da*

JUAN VILLORO

Hölle im Paradies 21

ALKE JENSS

Für, gegen oder mit dem Staat 28
Was uns der kolumbianische Paramilitarismus über Mexiko lehrt

WOLF-DIETER VOGEL

Zwischen Selbstverteidigung und Paramilitarismus 39
*Gegen den Terror der Kartelle organisieren
sich in Mexiko zunehmend Bürgermilizen. Nicht
alle sind so autonom, wie sie erscheinen*

MARIANA BERLANGA GAYÓN

Das Spektakel der Gewalt 50
Von den Frauenmorden zur Verallgemeinerung der Gewalt in Mexiko

ANNE HUFFSCHMID

Knochenarbeit 60
*Wider den Mythos des Verschwindens – Forensische
Anthropologie als subversive Praxis*

PATRICIA NIETO

Die Auserwählten 76

NANA HEIDHUES

Erinnern, Widerstehen, Versöhnen? 87
Memoria in Zeiten anhaltender Gewalt in Kolumbien

LILIAN PAOLA OVALLE UND ALFONSO DÍAZ TOVAR

Kunst in Zeiten des Terrors 102
Erfahrungen am Ort eines Narco-Massengrabs

Gewalt berichten 119

»Der Horror kommt erst beim Schreiben« 120

MARCELA TURATI AUS MEXIKO

»Man muss auch auf die Lücken in der Erzählung hören« 128

GINNA MORELO AUS KOLUMBIEN

»Es macht nicht viel Sinn, ein Weinen zu beschreiben,
wenn damit kein Ziel verbunden ist« 135

ÓSCAR MARTÍNEZ AUS EL SALVADOR

GUIOMAR ROVIRA SANCHO

#YaMeCanse – #IchBinEsLeid 143
*Vom Netz auf die Straße und zurück. Digitale
Protestbewegungen vor und nach Ayotzinapa*

ROBERTO VALENCIA

Das angebliche Wunder von Acajutla 156
*Der Waffenstillstand zwischen Jugendbanden sollte
die Gewalt in El Salvador eingrenzen. Die Gesetze
der Mara gelten jedoch weiterhin*

STEFANIE KRON

Tödlicher Transit 169
*Mexiko ist zum Massengrab für TransitmigrantInnen
aus Zentralamerika geworden*

KATHRIN ZEISKE

- Erpresst, entführt, verschwunden** 176
Eine repressive Migrationspolitik, korrupte Beamte und kriminelle Banden sind für den Terror gegen MigrantInnen auf ihrem Weg durch Mexiko in die USA verantwortlich

JOSÉ LUIS SANZ

- Der gerechte König im Gefängnis der Hölle** 185

MARIO RUFER

- Staat, Gewalt und postkoloniale Lage:
Betrachtungen aus Mexiko** 202

- In Verteidigung der Gesellschaft. Ein Gespräch** 215
Was muss passieren, um den Terror und die Straflosigkeit in Mexiko zu beenden?

- »Ayotzinapa hat sich der Weltöffentlichkeit
ins Gedächtnis gebrannt«** 225
Ein Gespräch mit Wolfgang Kaleck, Generalsekretär des European Center for Constitutional and Human Rights

WOLF-DIETER VOGEL

- Der Mexiko-Deal** 235
In Iguala waren Sturmgewehre der deutschen Rüstungsschmiede Heckler & Koch im Einsatz – Waffen, die nie hätten dorthin geliefert werden dürfen

- Die AutorInnen und HerausgeberInnen** 245

Knochenarbeit

Wider den Mythos des Verschwindens – Forensische Anthropologie als subversive Praxis

■ in Gerichtssaal in Buenos Aires, eines Tages im April 2012.¹ Im Zeugenstand eine Frau mit sanfter Stimme, sie spricht bedacht, ihre Hände zeichnen die Worte nach, es geht um jedes Detail. Wie man zwei Skelette untersucht habe, die vor langer Zeit am Ufer des Rio de la Plata gefunden wurden. Wie man aus Markierungen der Knochen rekonstruieren konnte, dass die beiden Körper aus großer Höhe gefallen sein mussten. Und wie man schließlich, nach einer minutiösen Untersuchung und dem Abgleich einer ganzen Reihe von Quellen und Daten, den Körpern Namen zuordnen konnte. Von nun an spricht die Zeugin von *Pedro* und von *Cristina*. Beide wurden – betäubt, aber noch lebend – in den 1970er Jahren aus Militärflugzeugen in das Meer vor der argentinischen Küste geworfen, wie Tausende anderer Junta-Gegner. Die meisten sind nie wieder aufgetaucht, ihre sterblichen Reste längst aufgelöst im dreckigen Gewässer der Küste, ein gigantisches Massengrab. Nur einige wenige wurden damals an die Ufer gespült und anonym bestattet. Dass es Jahrzehnte später gelingen würde, diese Überreste zwei Menschen zuzuordnen, konnte niemand ahnen. Und noch weniger, dass *Pedro* und *Cristina* einmal zu Zeugen würden gegen ihre Mörder, die Militärs auf der Anklagebank in den Gerichtsprozessen gegen Täter und Mittäter der Diktatur. Die Zeugin mit der sanften Stimme hieß, wie ich später erfuhr, Mercedes Salado-Puerto und arbeitete beim Argentinischen Team für Forensische Anthropologie (EAAF). Die Wissenschaftlerin sprach kühl, ohne Hilfsmittel oder Bilder und ohne persönlichen Bezug. Dennoch vermochte sie, für einen kurzen Moment, ein paar imaginäre Knochen zum Leben zu erwecken.

1 Die hier beschriebene Szene war für die Autorin ein Schlüsselerlebnis, das einen mehrgleisigen Forschungsprozess in Gang brachte: zum einen das Dokumentarfilmprojekt *Leer los huesos/Die Knochenleser* (zusammen mit Thomas Walther), zum anderen das seit 2015 von der Deutschen Stiftung für Friedensforschung geförderte Forschungsprojekt *Knochenlesen als Grenzüberschreitung*. Die hier namentlich zitierten ForensikerInnen wurden bei ersten Recherchen in Mexiko, Argentinien und Guatemala interviewt.

MEXIKO-STADT, FEBRUAR 2015

»Gott sei Dank ist das mit den 43 passiert.« Was Adriana Baena da von sich gibt, klingt grotesk, wie sie selber einräumt. Doch ohne die Entführung der *muchachos* aus Ayotzinapa wäre die Welt kaum auf diesen Teil Mexikos aufmerksam geworden. Darauf, dass es nicht 43, sondern Hunderte von Menschen sind, die hier teils schon seit Jahren verschwunden sind. Es ist eine bizarre Büchse der Pandora, die hier geöffnet wurde: Trotz monatelanger Suche und einer von vielen bezweifelten offiziellen Erklärung bleiben die Verschleppten aus Ayotzinapa bis heute ein Rätsel. Entdeckt wurden dafür Dutzende von Grabstellen in den Bergen oder auch auf Friedhöfen, in denen die Überreste vieler anderer Toter geborgen wurden. 150 sind es bis jetzt, und wer sie sind, weiß man bis heute nicht. Angehörige wie Baena, die ihren Ehemann, einen Polizisten, seit vier Jahren vermisst, schöpfen erstmals Hoffnung, Gewissheit darüber zu erlangen, ob einer der Ihren darunter ist.

Fosas comunes, Massengräber, werden seit dem Skandal von Iguala immer mehr zum Sinnbild des neuen mexikanischen Bürgerkriegs. Sie sind das Gegenstück zu den mehr als 25.000 *desaparecidos*, den Verschwundenen, die die offizielle Statistik in Mexiko als »nicht lokalisiert« verzeichnet. Es sind Namen ohne Körper, denen all die namenlosen Körperteile, die in Hunderten von *fosas* im ganzen Lande gefunden wurden, gegenüberstehen. In forensischen Institutionen sollen mehr als 15.000 Knochenfragmente und Leichenteile lagern.

Dieses makabre Puzzle rückt jene Profession ins Blickfeld, die lange als rein technischer Beruf galt und seit Serien wie *Bones* weltweit mit einem gewissen Glamour versehen ist: die forensischen Anthropologen, jene WissenschaftlerInnen, die Grabstellen, menschliche Überreste und Spuren des Verbrechens zu entziffern suchen. Welche Bedeutung der forensischen Spurensuche bei der Verarbeitung von Gewaltexzessen zukommen kann, als Bindeglied zwischen *fosas* und *desaparecidos*, zeigt der Blick zurück in das Argentinien der 1980er Jahre.

DER KRIMINELLE STAAT UND DIE RECHTE DER TOTEN

Die bleiernen Jahre des Junta-Terrors waren 1984 gerade vorüber und die offizielle Gerichtsmedizin zeigte wenig Interesse, in den Trümmern der Vergangenheit zu wühlen. Auch die politische Klasse war ganz mit dem Übergang zur Demokratie beschäftigt. Nur vereinzelte Gruppen beharrten auf der Suche nach ihren *desaparecidos*. Unter Anleitung eines charismatischen US-Forensikers, Clyde Snow, begann eine Gruppe Studierender auf Friedhöfen und an anderen Orten nach menschlichen Überresten zu

graben. Einige Jahre später gründeten sie das EAAF und wurden zu Pionieren einer erneuerten Forensik.

Die forensische Anthropologie hatte sich erst in den 1970er Jahren als Synthese aus Kriminalistik und anthropologischer Menschenkunde als eigene Disziplin herausgebildet. Nun wurde sie noch einmal neu erfunden, diesmal ausdrücklich im Dienst der Aufklärung von Menschenrechtsverbrechen. An die Stelle kriminalistischer Einzelfallforschung an existierenden Knochenresten trat die aktive Suche nach den Opfern der Diktatur. Die Herausforderung für eine solche neue Kriminalistik bestand nicht mehr in der »besonderen Cleverness oder Effizienz eines Verbrechers«, der mit den Mitteln der staatlichen Justiz überführt werden sollte, sondern in der »grenzenlosen Macht« eines »kriminellen Staates«, wie Maco Somigliana (2012: 29) vom EAAF herausstellt.²

Lateinamerika gilt als Wiege einer regierungsunabhängigen Forensik. Schließlich war das gewaltsame Verschwindenlassen als spezifische Repressionstechnik hier erfunden worden. Da es vielfach die Staatsmacht selber war, die für den systematischen Terror in Militärdiktaturen, Bürgerkriegen und auch bei paramilitärischen Mobilmachungen verantwortlich war, »konnte sich ja kaum der Staat selber untersuchen«, wie Mercedes Salado-Puerto sagt. Die juristischen und forensischen Institutionen des ehemals kriminellen Staates waren vielfach diskreditiert, man brauchte unabhängige Experten.

Dabei wurden Methoden aus bislang getrennten Feldern – wie archäologische Grabungen, Knochenanalyse und Sozialforschung – erstmals kombiniert. Wichtig wurden die sogenannten Voruntersuchungen, also die Recherche in Akten und Archiven, vor allem aber die Gespräche mit den Familien, um sich ein Bild von den Lebens- und politischen Umständen des jeweiligen Verschwundenen zu machen. Die *familiares*, die Angehörigen, wurden zum Dreh- und Angelpunkt der neuen Forensikerguppe, ihr Vertrauen war »unser größtes Kapital«, wie Luis Fondebrider heute sagt, damals 19 Jahre alt und heute formal Vorsitzender des Kollektivs. Das sei damals die größte Provokation für die forensischen Institutionen gewesen, erinnert auch Dario Olmo, ein weiterer Veteran des EAAF, »dass wir es wichtiger fanden, mit den Angehörigen als mit dem Richter zu arbeiten«.

Natürlich haben sich die Techniken im Lauf der Jahrzehnte verändert. Die einschneidendste Neuerung war Anfang der 2000er Jahre die ver-

2 Der studierte Jurist, der seit mehr als 25 Jahren zur Kerngruppe des EAAF gehört, gilt als einer der Köpfe des Teams.

stärkte Nutzung der Genanalyse, nachdem es gelungen war, aus den Knochen entnommenem Genmaterial die DNA zu extrahieren. Später begann das EAAF mit dem Aufbau einer nationalen Gendatenbank, für die man bei Verwandten von Verschwundenen im Rahmen einer großangelegten Kampagne um die Abgabe einer Blutprobe warb. Damit wurde erstmals der Massenabgleich zwischen dem rekonstruierten Genprofil der *desaparecidos* und den Knochen-DNA möglich.

Die wesentliche »Technik« jedoch ist bis heute die Kommunikation mit den Angehörigen, die nicht nur eine wichtige Informationsquelle sind, sondern auch selber über jeden Schritt informiert werden. Eine professionelle Empathie – nicht als humanitäres Mitleiden, sondern als kommunikatives Prinzip. Dazu gehört auch, auf simulierte Nähe oder Ethno-Kitsch zu verzichten. »Wir behandeln die Leute nicht als Kleinkinder«, sagt Fondebrider. »Das heißt, wir hängen uns nicht irgendwelche Ponchos um. Sondern wir stellen horizontale Beziehungen her.« Ein weiterer Grundsatz für den Umgang mit Angehörigen sei es, »niemals zu urteilen«, weder politisch noch moralisch, über das, was die Verschwundenen zu Lebzeiten getan haben mögen.

Dieser Ansatz ist entscheidend, auch mit Blick auf mexikanische Verhältnisse. Denn es geht ja gerade nicht um Schuld oder Unschuld, also nicht darum, der Kriminalisierung oder Stigmatisierung von Opfern nun – wie so oft geschehen – deren »Unschuld« oder gar Heroismus entgegenzusetzen. Im Zentrum steht vielmehr die Würde der Toten und ihre Rückholung, so seltsam sich das anhören mag, in die soziale Welt. Natürlich geht es Gruppen wie dem EAAF um das Recht der Lebenden auf Trauer und auch auf die Bestrafung der Täter. Zugleich aber gilt es, wie die argentinische Forensikerin und Philosophin Celeste Perosino (2012) vorschlägt, sich auch den toten Körper noch als »Rechtssubjekt« vorzustellen. Dessen Rechte – auf Identität, auf Vollständigkeit und auf die Wahrung seiner Interessen – müssten, so Perosino, noch posthum geltend gemacht werden. Das hänge juristisch gesehen nicht vom Bewusstsein über die Rechtsverletzung ab, erklärt die junge Anthropologin im Gespräch: »Wenn irgendwo auf der Welt schlecht über dich gesprochen wird und du davon nichts mitbekommst, wird trotzdem dein Ruf beschädigt – unabhängig davon, ob du das jemals mitbekommst. Dasselbe passiert mit den Toten: Auch wenn sie nichts mitbekommen und keine Information verarbeiten können, werden sie doch geschädigt.«

Die Rede vom Verschwinden ist ohnehin ein Euphemismus, wie Maco Somigliana (2012: 30) darlegt. Denn es verschwindet ja nichts, kein Körper löst sich in Luft auf. Was es gibt, sind effiziente Methoden des Entsorgens

toter Körper, ihre unter Wasser oder Erde verrottenden Überreste und die quälende Ungewissheit der Angehörigen. Den Auftraggebern kommt es gelegen, wenn das Morden zu einer Art Spuk mutiert, als diffuse Präsenz von Untoten. Nicht zufällig war es der Junta-General Jorge Videla, der Ende der 1970er Jahre die *desaparecidos* überhaupt erst erfand, als Reaktion auf die vermehrten »Unterstellungen«, das Regime habe Menschen entführt: Diese seien ja offenbar »weder tot noch lebendig«, so Videla damals zynisch, also *desaparecido*, als Synonym für inexistent. Die Vokabel wurde von Menschenrechtsgruppen übernommen, wenn auch später mit dem Zusatz »verhaftet« (*detenido-desaparecido*) versehen.

In ihrer Heimat konnte das argentinische Team, das bis heute als Nichtregierungsorganisation operiert, bislang 630 Körper identifizieren. Ein großer Erfolg – und doch nur ein kleiner Teil der zehntausend Menschen, die als Verschwundene namentlich dokumentiert sind. In ihren eigenen Depots lagern noch immer an die 700 namenlose Gebeine in mit Zahlenkodes versehenen Pappkartons, die nicht mit einem der rekonstruierten Genprofile übereinstimmen. Um mehr von ihnen identifizieren zu können, müsste die Gendatenbank erweitert werden, die bislang die Profile von 4.000 *desaparecidos* umfasst. Dies markiert eine Grenze allen forensischen Könnens: Mehr als die Hälfte der *familiares* von Verschwundenen haben keine Blutprobe abgegeben.

KOMPLIKATIONEN

Das Suchen und Entziffern von Schädeln und Gebeinen ist alles andere als ein rein technischer oder linearer Prozess, sondern steckt voller Zweispältigkeiten und Dilemmata.

Da ist vor allem das Paradox, dass die Knochen der letzte Nachweis unseres Daseins sind und dennoch die maximale Abstraktion. Denn die 206 Knochen, die jeder Mensch in sich trägt, sind zwar sein Innerstes, bleiben zu Lebzeiten aber in der Regel unsichtbar. Das heißt, Angehörige werden ihre Lieben kaum jemals über eine Rippe, einen Beckenknochen oder ein Schädelfragment erkennen. Wenn überhaupt, dann eher an Gegenständen: ein Schuh, eine Kette, eine Unterhose.

Das Kerndilemma jeder forensischen Suche ist die Ambivalenz zwischen Hoffen und Bangen. Solange ein Körper noch nicht gefunden oder identifiziert wurde, besteht die Qual der Ungewissheit, aber womöglich auch ein Rest an Hoffnung, der Verschwundene möge gegen alle Wahrscheinlichkeit noch am Leben sein. Mit der Identifizierung wird beidem ein Ende gesetzt. Möglich werden Abschiednehmen und oft jahrelange blockierte Trauer, auch juristisch werden inexistente »Verschwundene«

endlich zu Ermordeten. In Gerichtsprozessen können Täter nun auch wegen Mord angeklagt werden, was ohne Leichnam nicht möglich war. Die schmerzliche Paradoxie aber bleibt bestehen: Aus Untoten, den *desaparecidos*, werden nun Tote, die als Menschen und soziale Wesen erst in dem Moment wieder zu existieren beginnen, in dem sie für tot erklärt werden.

Daran knüpft sich zudem die komplizierte Frage, wieweit Menschsein und das damit einhergehende Recht auf Würde tatsächlich erst mit dem Namen beginnt. Denn was bedeutet das für Zehntausende von toten Körpern, die in Massengräbern und Leichenschauhäusern oder eben auch in den Lagerräumen der EAAF noch immer – und womöglich für immer – ihrer Identifizierung harren?³

Schließlich fördern forensische Untersuchungen, die sich ja mit den Verletzungen des Körpers befassen, immer auch schmerzliches Wissen zutage, also Einzelheiten zu Todesarten und möglichen Qualen. Manche wollen diese Details wissen, um etwas abzuschließen oder für die juristische Aufarbeitung zu nutzen, für andere ist ein solches Wissen schlicht unerträglich.

VON ARGENTINIEN NACH IGUALA

Mittlerweile ist die Expertise der Argentinier weltweit gefragt. In rund fünfzig Ländern arbeiteten EAAF-Mitarbeiter bei Exhumierungen, als Gutachter oder auch zur Weiterbildung lokaler Kräfte. Zunächst vor allem in Lateinamerika, in Chile und Peru, El Salvador, Guatemala oder Kolumbien, seit Mitte der 1990er Jahre auch in fernerer Ländern wie Äthiopien, Kongo, Ost-Timor, Indonesien, Bosnien oder Vietnam. Seit 2004 ist das Team auch in Mexiko im Einsatz, auf der Suche nach massakrierten Frauen und Migranten – und seit neuestem im süd-mexikanischen Guerrero.

Schon seit dem ersten Arbeitseinsatz an der mexikanischen Nordgrenze hat sich das EAAF bei Angehörigen von *desaparecidos* einen guten Ruf erworben. Auf Drängen lokaler Menschenrechtsgruppen reisten zwei Mitarbeiterinnen damals nach Ciudad Juárez, um an der Aufklärung der Mordserie an jungen Frauen mitzuwirken und Frauenkörper zu identifizieren. In langen Aufenthalten über mehrere Jahre durchforsteten sie akribisch Akten, Felder und Knochenreste, nahmen Blutproben und konnten so tatsächlich mehr als 30 tote Frauen identifizieren. Doch es war nicht nur das Ergebnis, es war vor allem die Arbeitsweise, die sie das Vertrauen der

3 Vergleiche dazu in diesem Band den Beitrag von Patricio Nieto zur »Adoption« namenloser Toter in Kolumbien.

Mütter gewinnen ließ. »Sie haben uns bei allem begleitet«, erinnert Norma Ledezma, die ihre Tochter damals verloren hatte. »Ich hatte nie eine solche Nähe zwischen Forensikern und *familiares* erlebt«, sagt auch die Anwältin Ana Lorena Delgadillo, die mit dem EAAF seither zusammenarbeitet. »Es war das erste Mal, dass sie sich als Personen ernstgenommen fühlten.«

Juárez führte das Team zur nächsten humanitären Krise: den in Mexiko auf dem Weg von Mittel- nach Nordamerika verschleppten Migranten.⁴ Denn jene Skelette, die man in der Grenzstadt nicht identifizieren konnte, mussten ja aus einem anderen Teil des Landes oder der Region stammen. Es entstand das *Proyecto Fronteras*, eine transregionale Vernetzung zwischen den Grenzregionen Mexikos, mit Migrantengruppen aus Zentralamerika, und schließlich eine »forensische Kommission«, an der sogar die mexikanische Generalstaatsanwaltschaft (PGR) beteiligt war. So war man vor allem mit der Aufklärung von verschiedenen Massakern im nördlichen Mexiko beschäftigt, als im Oktober 2014 die Familien der 43 verschleppten Studenten aus Ayotzinapa um Hilfe baten. Man habe zwar alle Hände voll zu tun gehabt, »aber da konnten wir natürlich nicht nein sagen«, erklärt Mimi Doretti, die Leiterin der mexikanischen EAAF-Einsätze.

Iguala wurde schnell zum Brennpunkt forensischer Interventionen. Unter dem Druck internationaler Skandalisierung begannen zunächst Polizeiforensiker die bergige Gegend zu durchkämmen. Schon nach kurzer Zeit stießen sie auf ein Massengrab mit fast 30 Überresten. Doch Analysen ergaben schnell, dass es sich nicht um die verschleppten Studenten handeln konnte. Nun begannen die Angehörigen all der »anderen Verschwundenen«, wie sie inzwischen genannt werden, sich auf die Suche zu machen – und zwar buchstäblich. »Früher wäre uns nicht in den Sinn gekommen, selber zu suchen«, sagt Mario Vergara, dessen Bruder im Juli 2012 verschleppt wurde. Passiv und hilflos fühlte man sich der Willkür und Trägheit der Behörden ausgeliefert. »Jetzt wussten wir, dass es sehr wohl möglich ist, etwas zu finden.«

Einige hundert Menschen haben sich seither in einem Komitee zusammengeschlossen, das sich immer dienstags in der örtlichen Kirche trifft und sonntags gemeinsam auf die umliegenden Hügel steigt. Der hagere Vergara ist einer der Unermüdlichen, die jeden Tag die Hügel durchstreifen, um mögliche Grabstellen ausfindig zu machen. Sie haben dazu eine eigene »Technologie« entwickelt: Hatten die Suchtrupps eine verdächtige Stelle gefunden, wo Erde, Steine und Vegetation anders aussehen als sonst, steckten sie einen der eigens zu dem Zweck gefertigten Metallstäbe hinein. Wenn

4 Vergleiche dazu die Beiträge von Stefanie Kron und Kathrin Zeiske in diesem Band.

die Spitze beim Rausziehen stank, wussten sie, dass sie fündig geworden waren. Auf diese Weise konnten sie für die offiziellen Forensiker der PGR, die in ihren weißen Anzügen die Fundorte sichern sollen, bereits Dutzende von Grabstellen markieren. Über siebzig geborgene Leichen oder Skelette sollen bislang das auf das Konto der selbstorganisierten Sucheinsätze gehen.

Dennoch sind die Familiensuchtrupps den offiziellen Forensikern offenbar lästig. »Wir machen ihnen einen Haufen Arbeit«, räumt Mario Vergara ein. Ständig würden sie von den Offiziellen durch den Verweis auf Protokolle und Rechtsvorschriften eingeschüchtert, »dabei sind sie selbst oft total orientierungslos«. Nicht selten würden die PGR-Leute, trotz Equipment und Suchhunden, markierte Gräber nicht erkennen oder mit schwerem Gerät sogar zerstören. Überhaupt stiegen die staatlichen Gutachter immer erst nach dem Mittagessen und auch nur an drei oder vier Tagen pro Woche auf die Hügel. Auf die Weise, befürchtet Vergara, »brauchen sie noch eine Ewigkeit«.

Im Gegensatz zu Vergara und seinen Leuten stammen die Eltern und Compañeros der Verschleppten aus Ayotzinapa aus einem politisierten Umfeld. Sie trauen den Offiziellen seit jeher nicht über den Weg und haben sich daher gleich an die renommierten Ausländer gewandt. Natürlich ist das EAAF wie immer bei seinen Einsätzen offiziell akkreditiert. Doch die Konkurrenz aus dem Ausland ist der PGR, kaum überraschend, ein Dorn im Auge. Denn auch international wird die mangelnde Professionalität der mexikanischen Ermittler moniert, Amnesty International bezeichnete diese als »chaotisch und feindselig«. Das medienscheue EAAF, das keinen Wert auf Schlagzeilen und Presseinterviews legt, hatte sich diesbezüglich lange zurückgehalten.

Im Februar 2015 veröffentlichte es jedoch einen sachlich gehaltenen Bericht, in dem eine Reihe »ernsthafter Ungereimtheiten«, Fehler und Widersprüche dokumentiert sind und die ermittelnde PGR der »Vereinfachung der Beweislage« bezichtigt wird. Kurz zuvor hatte der Generalstaatsanwalt die Ermittlungen für beendet erklärt und, so wörtlich, als »historische Wahrheit« verkündet, die Verschleppten seien von Söldnern der örtlichen Drogenmafia auf einer Müllhalde bis zur Unkenntlichkeit verbrannt worden und daher für immer unauffindbar. Typisch für das EAAF war, dieses Ergebnis weder frontal zu dementieren noch eine spektakuläre Gegenversion zu präsentieren. Die Untersuchung sei schlicht nicht abgeschlossen, heißt es in ihrer Erklärung, man brauche mehr Zeit und weitere externe Gutachter. Die Bundesbehörde verfügt für ganz Mexiko gerade über ein halbes Dutzend ausgebildeter forensischer Anthropologen. Doch die PGR fühlte sich nun offensichtlich ins Mark getroffen. Die

Argentinier würden »eher mit Spekulationen als mit Gewissheit operieren«, hieß es in einer Stellungnahme, überschritten ihre Kompetenzen und verfügten gar nicht über ausreichende Expertise. Selbst regierungsnahe Medien reagierten befremdet. Derart hatte sich noch keine Regierung der Welt mit dem renommierten Forensikerteam angelegt.

AN DEN GRENZEN DES RECHTS

Der Rechtsstaat ist in Mexiko ein Phantasma. Die dem Land immer wieder attestierte Kultur der Illegalität ist keine Frage von Mentalität und Rückständigkeit, sondern gründet in der Wahrnehmung dauernder Rechtlosigkeit im Alltag, bei kleinen Regelwidrigkeiten, besonders aber bei größeren und größten Verbrechen – je mächtiger die vermuteten Verantwortlichen, desto strafloser. *Impunidad* ist Alltagserfahrung und Lebensgefühl. Vor diesem Hintergrund ist es nicht allzu verwunderlich, dass es den Suchenden von Iguala gar nicht um Strafverfolgung geht. »Uns interessiert nicht *justicia*, Gerechtigkeit, und auch nicht, wer die Schuldigen sind«, sagt Mario Vergara. Es sei schon so viel Zeit vergeudet worden, man wolle nur endlich »die Körper unserer Angehörigen wiederbekommen«.

Zwar teilen nicht alle Angehörigen diese Haltung, doch ist sie symptomatisch für die in Mexiko verbreitete Skepsis gegenüber jeder Staatlichkeit und der mit ihr verknüpften Legalität. Eine so verständliche wie problematische Abkehr: Denn faktisch entlässt sie den Staat und seine Institutionen aus der Verantwortung. Legalität meint ja nicht nur restriktive Vorschriften und Rechtsnormen, sondern auch Rechte, die es zu kennen und einzufordern gilt, wie die forensische Anthropologin Roxana Enríquez beim Treffen mit *familiares* aus Iguala unterstreicht. Tatsächlich hat sich zumindest auf dem Papier einiges getan: In dem 2013 verabschiedeten »Opfergesetz« können Angehörige von Gewaltopfern eine Reihe neuer Rechtsansprüche geltend machen, etwa auf Akteneinsicht, staatliche Unterstützung, die Übernahme von Fahrt- oder auch Bestattungskosten und vor allem auf unabhängige Gutachten. Sich selbst dafür als »Opfer« (*víctima*) akkreditieren zu müssen, mag befremdlich anmuten. Erstmals aber werden Angehörige so von Hilfesempfängern zu Rechtssubjekten, zumindest theoretisch.

Neue legale Spielräume auszuloten, darum ging es Roxana Enríquez und ihren Mitstreitern, als sie im Frühjahr 2013 das Wagnis eingingen, nun auch in Mexiko das erste unabhängige Forensiketeam, das *Equipo Mexicano de Antropología Forense* (EMAF), zu gründen. Über Institutionen macht sich die studierte Archäologin keine allzu großen Illusionen. Vier Jahre lang, bis 2012, hat sie am staatlichen Forensikinstitut in Ciudad

Juárez gearbeitet. Hat die Verzweiflung der Angehörigen erlebt, aber auch die Kälte und Trägheit der Bürokratie, das Misstrauen und die Ohnmacht, die der *familiares* und die eigene.

Die neuen Forensiker treibt eine Verantwortung, die die verbreitete Vorstellung, dass die Suche nach den *desaparecidos* vor allem eine Sache ihrer Familien sei, überschreitet: »Auch wenn es keine Verwandten sind, so sind es doch deine Leute«, sagt Roxana Enríquez. »Es sind die Leute, die du jeden Tag auf der Straße triffst, bei denen du einkaufst, die den Bus fahren. Sie stammen nicht aus anderen Zeiten oder von anderen Orten.« Was hier anklingt, ist eine Zeitgenossenschaft jenseits der Blutsverwandtschaft, die in von Müttern, Großmüttern und Kindern geprägten Menschenrechtsgruppen lange dominierte.

Für die Gründung des EMAF stand ein anderes lateinamerikanisches Team Pate, diesmal nicht aus Argentinien, sondern aus Peru. Vor einigen Jahren reiste der Leiter des *Equipo Peruano de Antropología Forense* (EPAF) nach Südmexiko, um bei der Suche nach den Überresten eines »alten« Verschwundenen der 1970er Jahre mitzuarbeiten. Das Suchmanöver blieb noch ohne Knochenfunde. Doch die EPAF-Experten lernten ihre jungen und hochmotivierten mexikanischen Kollegen kennen. Sie ermutigten die Mexikaner zur Vereinsgründung und nahmen sie unter ihre Fittiche. Hatten ihre berühmten Vorbilder aus Argentinien und Peru damals, meist noch als Studierende, ihr Handwerk *learning by doing* in der Praxis erlernt, so sind die jungen mexikanischen Forensiker bestens ausgebildete und berufserfahrene Archäologen, physische Anthropologen; eine Kriminalistin ist kürzlich dazu gestoßen und eine auf Insektenkunde spezialisierte Biologin aus Kolumbien.

Die größte Herausforderung besteht für die jungen Forensiker darin, das Vertrauen der *familiares*, die ja auch ihre potenziellen Auftraggeber sind, zu gewinnen. Sie treffen sich mit Angehörigen und ihren Organisationen aus Brennpunkten wie Coahuila, Veracruz oder Guerrero, und erklären – wie bei dem Treffen in Mexiko-Stadt –, was es mit dieser eigentümlichen Profession auf sich hat. Dabei postulieren sie keinen sturen Legalismus. Das von neuen Massengräbern überbordende Mexiko sei ein Sonderfall, sagt Roxana Enríquez, da müsse man »kreativ werden«. Das Bedürfnis der Angehörigen, endlich selber tätig zu werden, nehmen sie ernst. Zugleich aber stellt es ein echtes Dilemma dar.

FORENSISCHE SELBSTHILFE?

Für Angehörige in anderen Teilen des Landes sind die selbstorganisierten Grabsucher von Iguala ein Fanal: Dass man aus all dem Warten ausbre-

chen kann, dass man nicht in Aktenbergen ersticken muss, dass man etwas *tun* kann. »Wir mussten uns jahrelang mit den schwarzen Löchern der Bürokratie rumschlagen. Was ihr hier macht«, so Juan Carlos Trujillo, der seit vielen Jahren zwei seiner Brüder sucht, bei einem Treffen mit Mario Vergara und seinen Leuten, »das wollen wir auch lernen«. Es ist eine Art forensische Selbstermächtigung, auf die sich sogar kommerzielle Anbieter einzustellen scheinen. Angeboten werden bereits Crash-Kurse und Kurzdiplome, für 100 Dollar *all inclusive*. Die Branche boomt.

Ausgebildete Forensiker aber halten dieses Do-it-Yourself für äußerst problematisch. Der forensische Prozess und das erforderliche Know-how würden »banalisiert«, so Franco Mora vom EPAF. Besonders umstritten ist eine von einer US-Universität gesponserte Organisation (*Gobernanza Forense Ciudadana*), die gegen das »Spezialistenwissen« wettet, zum Selbersuchen animiert und Gratis-Genproben in Aussicht stellt, mit denen man eine »Bürgerdatenbank« aufbauen will. Damit, so Mora, würden »Erwartungen geschürt« und die *familiars* zudem den physischen wie emotionalen Belastungen der Suche ausgesetzt. Es sei eine »Brutalisierung«, wenn Angehörige nun selber nach ihren Toten graben müssten. Auch Mimi Doretti vom EAAF hält die sogenannten Bürgerforensiker für »unseriös« und »medienorientiert«. Die Registrierung von Gendaten ohne legale Verbindlichkeit sei »absolut verantwortungslos«. Informelle Datenbanken seien besonders für die juristische Auswertung nahezu wertlos. Seit Jahren ringen die unabhängigen Experten mit den Behörden um den Aufbau von offiziellen Gendatenbanken. Roxana Enríquez sieht sogar die Gefahr, dass den Behörden die selbstorganisierten Suchen ganz zupasskämen. Denn so seien die suchenden Angehörigen ruhiggestellt, stellten keine weitergehenden Fragen und man könne von ihrem Wissen sogar profitieren.

Zudem kommt jeder noch so kleine Eingriff, mit Spaten oder auch nur Metallstäben, einer Manipulation des Tatorts gleich, wie die EMAF-Leute bei den Treffen mit den *familiars* stets erklären. Dabei werden für Laien oft nicht wahrnehmbare Spuren zerstört, Beweise würden vor Gericht später nicht anerkannt. Forensisches Graben solle möglichst nur nach der »archäologischen Methode« erfolgen, das systematische und minutiöse Freilegen von Erdschichten, deren Beschaffenheit auch Aufschluss über die Zeitperioden ermöglicht. »40 Zentimeter können leicht 100 Jahre sein.« Zudem birgt die Erde ja nicht nur die sterblichen Reste des Ermordeten, sondern auch Hinweise auf diejenigen, die Leichen hier verscharrt und die Menschen womöglich ermordet haben – Gegenstände wie Patronen, Münzen oder Knöpfe. Und schließlich erfordert die Bergung der Gebeine größte Behutsamkeit. Nicht selten

müssen dabei Körper- und Knochenfragmente sortiert und einzelnen Menschen zugeordnet werden.

Den Konflikt zwischen professioneller Sorgfalt und existentieller Not kann auch eine noch so sensible Forensik kaum lösen. Denn die Zeithorizonte kollidieren notgedrungen: also jene Zeiten, die man seriöserweise zum Graben, Exhumieren und Dechiffrieren der Gebeine einrechnen muss, und die nur allzu verständliche Ungeduld der Angehörigen. Deren Dringlichkeit ist eine Frage von Leben und Tod. »Meine Mutter stirbt mir bei lebendigem Leib«, sagt Mario Vergara. »Deshalb bin ich in den Bergen: Ich muss ihr vorher ihren Sohn wiederbringen.« Auch in Argentinien sterben trotz des EAAF die allermeisten der Mütter der Plaza de Mayo, ohne ihre eigenen Kinder je wiedergesehen zu haben. Aber es gäbe doch Wege, tröstet Roxana Enriquez, »die Behörden anzutreiben«: indem man durch die eigene Professionalität den Druck erhöht, eigene und höhere Standards setzt, eigene Recherchen betreibt und Informationen vorlegt und den offiziellen Ermittlern und Gutachtern immer wieder auf die Finger schaut. Dabei können Angehörige durchaus eingebunden werden: Für Iguala wird verabredet, dass die Suchenden künftig Kartografien erstellen, in denen potenzielle *fosas* dokumentiert und mit Geodaten verortet sind, dass sie das zu sichernde Gelände fotografisch dokumentieren, dass sie Archive anlegen und Lebensgeschichten aufzeichnen. Adriana Baena zeigt sich überzeugt von der Strategie: »Wenn ich der PGR eine Karte mit den Koordinaten von 200 Gräbern vorlege, dann zwingen sie mich endlich zu rühren.«

Die *familiares* leben im emotionalen Ausnahmezustand. Zwar ist auffällig, wie viele von ihnen berichten, so etwas wie Angst längst hinter sich gelassen zu haben. Was jedoch niemals zu weichen scheint, ist die tiefe Erschöpfung, das Nicht-zur-Ruhe-Kommen, das sich auch aus der dauernden Selbstverpflichtung zur Suche speist. Erfahrungen aus Argentinien und anderen Ländern zeigen, dass eine glaubwürdige und professionelle Forensik eine enorme Entlastung darstellen kann. »Wir wären so etwas wie eure Augen bei den Ermittlungen«, wirbt Joel Hernández vom EMAF um das Vertrauen der mexikanischen Familien. Denn als unabhängige Gutachter dürfen sie sich, im Unterschied zu den Angehörigen, an Grabungsstellen frei bewegen.

JENSEITS DER KNOCHEN – MATERIALITÄT UND POLITIK

Auch wenn das Trauma des Verschwindens kulturübergreifend vergleichbar ist: Die »Rückholung« eines toten Körpers bedeutet keineswegs überall dasselbe. Das zeigt in Mexiko die erste und bislang einzige Identifizierung

eines der Verschleppten von Ayotzinapa, die das EAAF Ende 2014 in einem knappen Kommuniké bekanntgab: Ein Knochenfragment und ein Zahn wurden nach eingehender Analyse in einem österreichischen Labor den Gendaten von Alexander Mora zugeordnet. Dass die Eltern des gerade 21-jährigen Alexander dieses Ergebnis überhaupt akzeptierten, zeugt einmal mehr von dem enormen Vertrauen, das sie den argentinischen Gutachtern entgegenbringen. Schließlich steht das Für-tot-Erklären dem seit vielen Monaten auf Straßen und Plätzen skandierten Slogan *Porque vivos se los llevaron, vivos los queremos* (Weil sie lebend mitgenommen wurden, wollen wir sie lebend zurück) diametral entgegen. In allen öffentlichen Auftritten beharren die Eltern der Entführten darauf, dass ihre Söhne am Leben seien, vermutlich in den Händen der Armee, und alle anderslautenden Versionen des Staates nur darauf abzielten, den Fall zu den Akten zu legen. Nun aber bewiesen zwei winzige Körperteile, die aus einem Haufen menschlicher Asche stammen sollen, dass zumindest einer von ihnen von seinen Mördern verbrannt wurde.

In Ländern des Cono Sur oder Zentralamerikas reagieren die meisten Angehörigen erleichtert, wenn – oft nach vielen Jahren oder gar Jahrzehnten – die Qual des Nicht-Wissens vorüber ist, sie ihre Toten begraben und die sozialen Riten des Abschiednehmens und Erinnerns beginnen können. In einigen wenigen Ländern wie in Argentinien eröffnet sich damit zugleich die Möglichkeit einer juristischen Ahndung. In einem Land aber, in dem die Menschen gewissermaßen *gerade erst* verschwunden sind und *weiterhin* verschwinden, und wo die allgegenwärtige *impunidad* vollkommen normalisiert zu sein scheint, geht eine Restitution nicht automatisch mit Seelenfrieden oder Trauerarbeit einher.

Mario Vergara und seine Leute wollen nur ihre Toten zurück und mit dem Staat nichts zu tun haben. Und für die Eltern der *muchachos* von Ayotzinapa sind die identifizierten Knochen des nun nachweislich ermordeten Alexander eher ein weiterer Beleg dafür, dass man sich im Krieg mit den Machthabenden befindet. Kaum ging die Bekanntgabe durch die Netze und Medien, begann ein Brief zu kursieren, in dem der Tote selbst die »Narco-Regierung« verantwortlich macht: »Auf dass mein Tod nicht umsonst gewesen sei«, heißt es in dem etwas gespenstisch anmutenden Schreiben und: »Bis zum Sieg, Brüder!« Der einstige *desaparecido* wird so zum Märtyrer, für seine Eltern und *Compañeros* vermutlich die einzig erträgliche Transformation.

Forensische Anthropologen, die in Argentinien oder Guatemala und neuerdings in Mexiko in die geheimen Gräber hinabsteigen, in der Erde wühlen und menschliche Knochen wieder ans Tageslicht holen, sind

Grenzüberschreiter. Sie operieren in mancherlei Hinsicht an einer existenziellen »Schwelle«, wie die Forensikerin Celeste Perosino ihre Arbeit betitelt hat. Sie dringen in Bereiche vor, in die niemand sonst vordringen kann, sie überschreiten dabei disziplinäre, nationale und auch kulturelle Grenzziehungen, Grenzen der Pietät und der guten Sitten. Das Exhumieren menschlicher Leichen ist in jeder Kultur eine Transgression – erlösend und schmerzhaft zugleich, beruhigend und irritierend.

Die Arbeit an den Knochen kommt einer Materialisierung gleich, die die perverse Geisterhaftigkeit des Verschwindens konterkarieren kann. Tote können aus ihrem Gespensterstatus erlöst und wieder unter die Menschen gebracht werden. Damit materialisieren sich auch Verbrechen, und Verbrecher können – zumindest potenziell – beim Namen genannt werden. Zugleich lässt in einem Kontext systematischer und institutionalisierter Kriminalität ein einziger »entzifferter« Körper stets Rückschlüsse auf Muster und Logiken des Terrors zu. Jeder gelöste Fall weist über sich selbst hinaus, als Etappensieg über den Mythos des Verschwindens. Schon »dass die bloße Möglichkeit existier[e], die Identitäten zu rekonstruieren, stellt die Gültigkeit des Euphemismus in Frage« (Somigiliana 2012: 32). Ähnliches gilt für die Angehörigen. Statistiken und Prognosen sprechen bei den meisten dagegen, dass sie ihre Lieben je begraben können. Doch so wie viele in der gemeinsamen Mobilisierung etwas vom Schmerz sozialisieren konnten, so sehr wird auch die Erleichterung über die Rückkehr eines Einzelnen geteilt. Etwas, so berichten viele, kehre dabei auch für alle anderen zurück. Auch deshalb ist jede einzelne Restitution so wichtig.

Die Knochenarbeit operiert als eine »zeitgenössische Archäologie«⁵ des Terrors unserer Tage. Eine solche Archäologie erzählt nichts über entrückte, ferne Kulturen, sondern interveniert in die Erinnerungskulturen der Gegenwart. Was sie zutage fördert, ist keine Metapher für kulturelle Vergangenheit und verlorene Ganzheit, sondern eine Materialität, die zur Erzählung werden kann und dem Formlosen Gestalt verleiht. »Nicht einfach dem Ungesagten, sondern dem Unsagbaren«, also jenem Unfassbaren, das aus dem Diskurs und der sozialen Imagination verbannt wurde, jener Rest, der »eigentlich unsichtbar bleiben sollte« und der hier konstituiert und damit gleichsam »in die Welt« gebracht wird (Buchli/Lucas 2001: 11f).

Es ist eine Politisierung der Kriminalistik, die sich hier abzeichnet und in deren Mittelpunkt der »politisierte Körper« (Perosino 2012: 235) steht.

5 Diesen Begriff haben die Kulturwissenschaftler und Archäologen Victor Buchli und Gavin Lucas (2001) geprägt.

Denn jede kriminelle Operation, die darauf abzielt, einen Menschen und seine physische Existenz systematisch zu eliminieren, gründet – unabhängig vom politischen Profil des Opfers – in einer *Politik des Verschwindenlassens*. Dabei geht es nie nur um den oder die Einzelnen, sondern stets auch um Kontrolle über soziale Körper und Territorien, und vor allem geht es um Kommunikation: Terror ist eine diskursive Praxis, die sich aus dem Wechselspiel zwischen Zeigen und Verbergen speist.

Hier setzt die »Gegenforensik« an, wie das in London angesiedelte interdisziplinäre Forschungsteam um den Architekten und Kulturwissenschaftler Eyal Weizman (2014) all jene Praxen nennt, die den unsichtbar gemachten Verbrechen von Mächtigen und ihren hegemonialen Erzählungen (wie den vom Verschwinden) eigene Bilder, Diskurse und Evidenzen entgegensetzen. Das können Untersuchungen, Kartografien, Graphiken, Texte und Visualisierungen sein – immer geht es darum, bewusst Verborgenes oder Stummes, also vor allem die Objekte, zur Sprache und ans Licht zu bringen. Menschliche Knochen, so lautet eine viel zitierte Wendung von Clyde Snow, seien besonders »gute Zeugen«, wenn man sie nur zu lesen und zu übersetzen wisse.

Dabei plädiert das Weizman-Team zu Recht dafür, nicht dem essentialistischen Bild einer »Animierung« zu erliegen: Es sind ja nicht die Objekte selbst, sondern ihre ästhetische Form, die etwas Ungesehenes – hier: das Innerste vom Menschen, sein Knochengerüst – zur Anschauung bringen. Wirkmächtig werden nicht die in den Knochenanalysen zutage geförderte Fakten und Wahrheiten, sondern ihre öffentliche Inszenierung und Performance – wie jener Auftritt der argentinischen Forensikerin, die im Prozess gegen die Junta zwei Tote zu Zeugen ihrer eigenen Ermordung machte.

Man könnte es auch eine List nennen. Mit der scheinbar neutralen Autorität der Wissenschaft ausgestattet schreiben sich die neuen »Gegenforensiker« in das umkämpfte Feld von Gewaltpolitiken und Erinnerung ein: indem sie die Ordnungen des Verdrängens, leibhaftig und buchstäblich, untergraben. //

ZITIERTE LITERATUR

- Buchli, Victor; Lucas, Gavin (Hg.) (2001): *Archaeologies of the Contemporary Past*. London/ New York: Routledge
- Perosino, Celeste (2012): *Umbral. Praxis, ética y derechos humanos en torno al cuerpo muerto*. Unveröffentlichte Doktorarbeit, Fakultät Philosophie und Literaturwissenschaften, Universidad de Buenos Aires
- Somigliana, Maco (2012): *Materia Oscura. Los avatares de la Antropología Forense*

- en Argentina. In: Zarankin, Andrés; Salerno, Melisa A.; Perosino, Celeste (Hg.): Historias desaparecidas. Arqueología, memoria y violencia política. Córdoba: Encuentro Grupo Editor, S. 25–34
- Weizman, Eyal (2014): Introduction: Forensic. In: Forensic Architecture (Hg.) (2014): Forensic. The Architecture of Public Truth, Berlin: Sternberg Press, S. 9–32.